



MARCHIVUM

MANNHEIMS ARCHIV
HAUS DER STADTGESCHICHTE
UND ERINNERUNG



MARCHIVUM Druckschriften digital

Hakenkreuzbanner. 1931-1945 14 (1944)

188/189 (15.7.1944) Zweite Ausgabe

[urn:nbn:de:bsz:mh40-309863](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-309863)

Der Streit um das Fell des französischen Bären . . .

De Gaulle verschachert Frankreich an Moskau, Washington und London

(Drahtbericht unseres Korrespondenten)

Sch. Lissabon, 15. Juli.

De Gaulle traf, aus Kanada kommend, wieder in Algier ein. Er bringt eine sehr massive de facto-Anerkennung des Algeriens als der Weltrevolutionäre Zielstellung ihrer Außenpolitik gelassen hatte, gab der Führer mit den Augustverträgen von 1939 und mit der Überlassung beträchtlicher Teile des an seinem Größenwahn und am Vertrauen auf britische Versprechungen krepierten polnischen Staates die Chance, sich dem übrigen Europa gegenüber freiwildig Grenzen ihres imperialistischen Ausdehnungsdranges zu setzen und dafür - trotz aller ideologischen Gegensätze der beiden Staatsysteme - eine dauernde fruchtbarere Zusammenarbeit mit dem Reich auf der Grundlage der gegenseitigen Bedarfsergänzung einzutauschen. Die hinterhältigen Absichten, mit denen der Kreml seine Unterschrift unter die deutsch-sowjetischen Verträge vom August und September 1939 gesetzt hatte, wurden offenbar in jenem Geheimanschreiben an die westeuropäischen Sektoren der Komintern vom 23. 11. 1939 (erstmalig veröffentlicht am 11. 12. 1939 in „L'ordre nationale“, Paris):

„Die Sowjetunion ist für alle Fälle gerüstet. Wenn Deutschland militärisch über seine Feinde triumphiert, dann werden wir so handeln, daß wir seinen Sieg in einer Futuristischen Revolution in Mitteleuropa, auf dem Balkan, in Frankreich und in Belgien ertönnen. Wenn dagegen die Alliierten über Deutschland siegen, werden wir sogleich in Deutschland die kommunistische Revolution entfesseln, um darin den Sieg der Alliierten, die durch einen langen Kampf erschöpft sein werden, zu ertränken. In jedem Falle halten wir unsere militärischen Kräfte bereit, um am Ende des Krieges die internationale Revolution zu entfachen.“

Aus diesem Ungeist jüdischer Niedertracht entsprang der Kremlbefehl zum Aufmarsch der Sowjetarmeen an den Reichsgrenzen im Spätjahr 1940 und Frühjahr 1941, als mit der bevorstehenden Niederwerfung Englands das baldige Ende des europäischen Krieges abzusehen war. Wehe Deutschland und wehe Europa, wenn Adolf Hitler diese Gefahr für das Abendland nicht rechtzeitig erkannt und fälschlich gehandelt hätte! Besser als in der oben zitierten Kominternanweisung kann auch der tiefste Beweggrund für Stalins Befehl zur Invasion im Westen nicht sichtbar gemacht werden.

Kein anderes Volk als das deutsche kann in diesem Kriege mit gleich heiliger Überzeugung von seinem guten Recht kämpfen. Das ist die eine Komponente der moralischen Kraft, die uns den Sieg an jedem Preis ermöglicht. Die andere ist die Überzeugung, daß wir einfach siegen müssen, wenn nicht die überlebenden Deutschen freiwillig ihr Leben von sich werfen, wenn sie sich nicht wie Hammel in einem kochenden Schlachthaus schlachten lassen wollen von einem triumphierenden jüdischen Parasitentum. Kein Volk auf der Feindseite befindet sich in gleicher Lage. Keinem droht wie uns der sichere Tod. Nicht die gegen uns zu den Waffen aufgetragenen Völker wollen wir vernichten, sondern die Banditen an ihrer Spitze, die sich zu Handlangern weltjüdischer Verbrecherpläne gemacht haben. Millionen von Briten, Amerikanern und auch ein paar Hunderttausend in der bolschewistischen Drossel noch nicht hoffnungslos verblödete Angehörige der Ostvölker beginnen diesen Sachverhalt allmählich zu begreifen.

Daß diese politische Erkenntnis sich schnell genug ausbreiten wird, um diesen zweiten Weltkrieg in seiner Dauer noch wesentlich abzukürzen, darauf wollen wir nicht bauen. Aber eine Sicherheit wollen wir haben: Am Ende dieses Krieges sollen sich in jedem Volk der Erde die Verschworenen zusammenfinden, die mit dem restlichen jüdischen Untermenschentum so gründlich abrechnen, daß es seine frivolen heutigen Anklagungen eines dritten Weltkrieges sehr bitter, aber auch zu spät bereuen wird. Je fanatischer und offener wir dieses weltanschauliche Fundament unserer Tapferkeit bekennen, um so gründlicher wird die Ausmerzung der jüdischen Weltbrandstifter auf der ganzen Erde besorgt werden, ohne daß wir selbst uns an ihnen überall die Finger noch schmutzig zu machen brauchen. Hat noch jemand einen Zweifel daran, wie gründlich sie es ohne Ausnahme verdienen, so mag er sich daran erinnern, was die Newyorker „Jewish World“ („Jüdische Welt“) am 16. Januar 1919 über die Gräber von zehn Millionen Weltkriegsgefallenen hinweghobte, ohne daß auch nur ein einziger Jude in der Welt (auch

keinen Vertrag machte. Er erklärte, daß England schon längst den gleichen Beschluß gefaßt habe, ihn aber nicht durchführen konnte, da die Zustimmung Washingtons noch fehle. Um so peinlicher ist es heute für England, daß man es in Washington nicht einmal für nötig gefunden hat, die britische Regierung davon in Kenntnis zu setzen, daß man seine Ansicht geändert hat und nunmehr bereit sei, de Gaulle wenigstens beizugehen.

Die „Times“ hält es deshalb für notwendig, die Ansprüche Englands auf Teilnahme an der Gestaltung der französischen Zukunft im Falle eines alliierten Sieges noch einmal festzustellen. Das Blatt erklärt, es wäre eine Binsenwahrheit, daß Großbritannien im Interesse seiner eigenen Sicherheit und seines Bündnisses mit der Sowjetunion eine gesicherte Ausgangsstellung auf dem europäischen Kontinent haben müsse. Diese Ausgangsstellung könne nur garantiert werden, wenn enge Beziehungen mit den Ländern an der westlichen Küste des europäischen Kontinents vorhanden sind.

Welcher Art diese engsten Beziehungen und wie beschaffen die von der „Times“ geforderte Ausgangsstellung auf dem europäischen Festland sein soll, dürfte jedem Franzosen auch im Lager de Gaulles absolut klar sein. De Gaulle sucht zwar immer noch die Sowjetunion, England und die USA gegeneinander auszuspielen und kommt sich da-

bei sehr klug und gerissen vor, er hat aber im Verlauf dieser diplomatischen Seitenspiele den drei Mächten die größten, Frankreichs Zukunft auf das schwerste gefährdenden Zugeständnisse machen müssen. Die Zugeständnisse an Moskau sind in großen Linien bekannt. Der Bolschewismus hat bereits maßgebenden Einfluß in Algier und hat ihn sich jetzt im Falle eines alliierten Sieges auch in Frankreich gesichert.

Der Kaufpreis für die begrenzte Anerkennung durch die Westmächte ist noch nicht bekannt. Nach den Andeutungen in der englischen und amerikanischen Presse aber hat de Gaulle den Westmächten maßgebliche politische, militärische und vor allem wirtschaftliche Kontrolle zugestehen müssen und damit das künftige Frankreich, soweit es nicht Moskau verfallen ist, auf das engste an die USA und England gefesselt. Insofern spricht man bereits von einem sehr weitreichenden und sehr langfristigen Besatzungsrecht in den großen französischen Häfen, vorausgesetzt natürlich, daß man sie erobert. In Washington ist man dagegen an der Abtretung des französischen Kolonialbesitzes interessiert, in erster Linie an der Übergabe aller französischen Besitzungen in Westindien an die USA-Regierung, in zweiter Linie an einem festen Sitzplatz in den französischen Kolonial Westafrika, die heute bereits praktisch amerikanisches Schutzgebiet sind.

Produktionskrise in der USA-Rüstungsindustrie

Um 40 % hinter dem Soll zurückgeblieben / Kürzung des Kriegsbudgets / Gespenst der Arbeitslosigkeit

(Drahtbericht unseres Korrespondenten)

Kl. Stockholm, 15. Juli.

Aus Washington liegen zwei interessante Reutersmeldungen vor. In der einen heißt es, der USA-Visierkriegsminister Patterson habe in der Pressekonzferenz erklärt, daß der Höhepunkt der Kriegsmaterialproduktion in den Vereinigten Staaten bereits überschritten sei.

Das Erzeugungsprogramm für das zweite Quartal des laufenden Jahres sei um 40 v.H. unter dem Soll geblieben.

Das ist um so bemerkenswerter, da die Invasionsfront einen weit höheren Materialbedarf hat als ursprünglich berechnet wurde. General Eisenhower hat bekanntlich eine Verdreifung der Panzerverluste an der Invasionsfront besonders hoch sind.

Nicht minder interessant ist die zweite Reutersmeldung. Sie lautet: „Der Kriegsproduktionsrat meldet, daß das von seinem Vorsitzenden Donald Nelson ausgearbeitete Programm, das den Übergang der Industrie zur Erzeugung für den Zivilbedarf erleichtern soll, am 15. Juli noch nicht in Kraft treten kann. So- wohl die Armee als auch die Flotte haben sich dem neuen Programm widersetzt. Ihre Opposition hatte jedoch nur den Erfolg, daß der Zeitpunkt für das Inkrafttreten des Nelsons-Programms um den 18. August verschoben wurde.“ Man muß diese Meldung in den Rahmen des Gesamtwirtschaftsprogramms einfügen, um ihre Bedeutung ganz zu verstehen.

In dem Budgetvorschlag für das Haushaltsjahr 1944/45 sind die Kriegsausgaben um 10 Milliarden Dollar gekürzt worden, weil eine Fortsetzung der bisherigen Finanzierungspolitik Roosevelts unweigerlich zur Hochinflation geführt hätte. Da alle Versuche der Armees- und Marineleitung, vom Kongreß Nachtrag- und Zusatzkredite erhalten, vergeblich waren, sind Anfang Juli sowohl von der Armee als auch von der Flotte zahlreiche mit der Rüstungsindustrie bereits abgeschlossene Verträge storniert worden. Dadurch sind die betreffenden Rüstungsbetriebe in Schwierigkeiten geraten. Ein Gewerkschaftsführer teilte dieser Tage mit, wie der Newyorker Korrespondent von „Dagens Nyheter“ meldet, daß in der Rüstungsindustrie

kein sogenannter jüdischer Frontkämpfer) dagegen aufgestanden wäre:

„Das internationale Judentum hat Europa gewonnen, diesen Krieg zu machen, nicht nur, um damit große Summen Geldes aufzubekommen, sondern um mit diesem Golde einen neuen jüdischen Weltkrieg beginnen zu können.“

Sollen wir es erst darauf ankommen lassen, ob die Roosevelt-Banditen Berach, Morgenstau, Frankfurter und Cohnsonten die Drohung mit dem „dritten Weltkrieg“ so ernst meinen, wie sie heute schon davon sprechen? Fritz Kaiser.

1 600 000 Arbeiter noch vor Ende dieses Jahres arbeitslos sein würden.

Um einer solchen Entwicklung vorzubeugen, haben vom Kriegsproduktionsrat eingesetzte Experten schon im Februar dieses Jahres einen Plan ausgearbeitet, der eine langsame Ankurbelung der Friedensproduktion vorsah. Der Plan trägt die Bezeichnung Baruch-Henock-Plan nach den beiden Wirtschaftsberatern Roosevelts. Ein von diesem abweichender Plan ist von Donald Nelson ausgearbeitet worden. Während Baruch und Henock die Interessen der Schwerindustrie und des Big Business im Auge haben, unterstützt von Byrnes und dem bekannten Senator Truman, die kleine und mittlere Industrie bevorzugen. Nelson scheint sich der letzten Reutersmeldung zufolge durchgesetzt zu haben. Allerdings hat er das Spiel noch nicht gewonnen, denn die Vertreter des Big Business werden bis zum 18. August alles versuchen, um ihm weitere Knippen zwischen die Beine zu werfen. Wenn die Produktionsbestimmungen für die kleine und mittlere Industrie wirklich gelockert werden, dann erwartet die Schwerindustrie eine Massenflucht ihrer besten Arbeitskräfte zur kleineren Industrie. Das Gespenst der kom-

menden Massenarbeitslosigkeit lastet schon so schwer auf dem Lande, daß die Arbeiter es vorziehen, auf gewisse Lohnauschläge zu verzichten, wenn sie dadurch ihren kommenden Friedensjob schon jetzt sichern können. Auch die Armee und die Flotte fürchten eine solche Entwicklung, und die Propagandastellen der Armee und Flotte haben gerade jetzt einen Film herausgebracht, in dem gezeigt wird, wie notwendig die vermehrte Erzeugung von Kriegsmaterial ist.

Die Lage auf dem Sektor der Rüstungsindustrie ist also ziemlich chaotisch. Die angespannte Finanzlage erzwingt eine Einschränkung der Kriegsmaterialproduktion im Gegensatz zu den Erfordernissen des Krieges. Innerhalb der Industrie hat sich der Gegensatz zwischen Klein- und Schwerindustrie verschärft. Alle Mängel des liberalkapitalistischen Wirtschaftssystems der USA treten besonders scharf in Erscheinung. Das amerikanische Volk erträgt die Entbehrungen des Krieges immer unwilliger. Roosevelt wagt zwar vor den Präsidentschaftswahlen keine diktatorischen Entscheidungen zu treffen, sondern versucht geschickt zu lavieren. Man wird die weitere Entwicklung aufmerksam verfolgen müssen.

Die Lage

Drahtbericht unserer Berliner Schriftstellers

Berlin, 15. Juli.

Die drei Terrorangriffe auf München lassen erkennen, daß der Gegner solange seinen Zerstörungskrieg gegen alles, was Kultur, Würde und Schönheit von Generationen ausmacht, fortsetzen wird, bis ihm der deutsche Gegenanschlag endgültig das verbrecherische Handwerk legt. Auch für die überlebenden Verbrechen der Zerstörung herrschender Meisterwerke der Kunst und der Kultur in München, aus denen der ganze unvergängliche Zauber dieser Stadt ausstrahlt, kommt der Tag der Vergeltung.

Die Gesamtlage an den Fronten rechtfertigt keine pessimistischen Betrachtungen. Das gilt besonders auch für die Lage an der Ostfront. Wir haben unsere Verteidigungsstellungen im Osten an bestimmten Abschnitten nicht unerheblich zurückgenommen, aber das mußte im Zuge der Gesamtoperationen geschehen, die darauf abgestellt waren, die baltischen Gebiete unter allen Umständen und um jeden Preis gegenüber dem bolschewistischen Massenansturm zu sichern. Wenn die Absetzbewegungen an diesen Stellen auch über das sonst gewohnte Maß beträchtlich hinausgingen, so muß doch immer wieder die Weite des Ostrumes berücksichtigt werden und ferner, daß Gegenmaßnahmen in dieser Weite des Raumes sich nicht immer sofort, sondern erst nach und nach als strategische Gegenbewegung auswirken können.

den Amerikanern!“ Diese vom Führer 1938 proklamierte klare Formel für den gegenseitigen Verzicht auf die Einmischung in die kontinentalen Interessensphären wurde von der jüdischen Börsendiktatur Nordamerikas beantwortet mit dem Anspruch, die ältesten Kulturvölker der Erde zu Sklavensystemen organisieren kapitalistischen Ausbeutungssystems zu machen.

Selbst der Sowjetunion, die mehr als zwanzig Jahre lang wirklich keinen Zweifel an der weltrevolutionären Zielstellung ihrer Außenpolitik gelassen hatte, gab der Führer mit den Augustverträgen von 1939 und mit der Überlassung beträchtlicher Teile des an seinem Größenwahn und am Vertrauen auf britische Versprechungen krepierten polnischen Staates die Chance, sich dem übrigen Europa gegenüber freiwildig Grenzen ihres imperialistischen Ausdehnungsdranges zu setzen und dafür - trotz aller ideologischen Gegensätze der beiden Staatsysteme - eine dauernde fruchtbarere Zusammenarbeit mit dem Reich auf der Grundlage der gegenseitigen Bedarfsergänzung einzutauschen. Die hinterhältigen Absichten, mit denen der Kreml seine Unterschrift unter die deutsch-sowjetischen Verträge vom August und September 1939 gesetzt hatte, wurden offenbar in jenem Geheimanschreiben an die westeuropäischen Sektoren der Komintern vom 23. 11. 1939 (erstmalig veröffentlicht am 11. 12. 1939 in „L'ordre nationale“, Paris):

„Die Sowjetunion ist für alle Fälle gerüstet. Wenn Deutschland militärisch über seine Feinde triumphiert, dann werden wir so handeln, daß wir seinen Sieg in einer Futuristischen Revolution in Mitteleuropa, auf dem Balkan, in Frankreich und in Belgien ertönnen. Wenn dagegen die Alliierten über Deutschland siegen, werden wir sogleich in Deutschland die kommunistische Revolution entfesseln, um darin den Sieg der Alliierten, die durch einen langen Kampf erschöpft sein werden, zu ertränken. In jedem Falle halten wir unsere militärischen Kräfte bereit, um am Ende des Krieges die internationale Revolution zu entfachen.“

Aus diesem Ungeist jüdischer Niedertracht entsprang der Kremlbefehl zum Aufmarsch der Sowjetarmeen an den Reichsgrenzen im Spätjahr 1940 und Frühjahr 1941, als mit der bevorstehenden Niederwerfung Englands das baldige Ende des europäischen Krieges abzusehen war. Wehe Deutschland und wehe Europa, wenn Adolf Hitler diese Gefahr für das Abendland nicht rechtzeitig erkannt und fälschlich gehandelt hätte! Besser als in der oben zitierten Kominternanweisung kann auch der tiefste Beweggrund für Stalins Befehl zur Invasion im Westen nicht sichtbar gemacht werden.

Kein anderes Volk als das deutsche kann in diesem Kriege mit gleich heiliger Überzeugung von seinem guten Recht kämpfen. Das ist die eine Komponente der moralischen Kraft, die uns den Sieg an jedem Preis ermöglicht. Die andere ist die Überzeugung, daß wir einfach siegen müssen, wenn nicht die überlebenden Deutschen freiwillig ihr Leben von sich werfen, wenn sie sich nicht wie Hammel in einem kochenden Schlachthaus schlachten lassen wollen von einem triumphierenden jüdischen Parasitentum. Kein Volk auf der Feindseite befindet sich in gleicher Lage. Keinem droht wie uns der sichere Tod. Nicht die gegen uns zu den Waffen aufgetragenen Völker wollen wir vernichten, sondern die Banditen an ihrer Spitze, die sich zu Handlangern weltjüdischer Verbrecherpläne gemacht haben. Millionen von Briten, Amerikanern und auch ein paar Hunderttausend in der bolschewistischen Drossel noch nicht hoffnungslos verblödete Angehörige der Ostvölker beginnen diesen Sachverhalt allmählich zu begreifen.

Daß diese politische Erkenntnis sich schnell genug ausbreiten wird, um diesen zweiten Weltkrieg in seiner Dauer noch wesentlich abzukürzen, darauf wollen wir nicht bauen. Aber eine Sicherheit wollen wir haben: Am Ende dieses Krieges sollen sich in jedem Volk der Erde die Verschworenen zusammenfinden, die mit dem restlichen jüdischen Untermenschentum so gründlich abrechnen, daß es seine frivolen heutigen Anklagungen eines dritten Weltkrieges sehr bitter, aber auch zu spät bereuen wird. Je fanatischer und offener wir dieses weltanschauliche Fundament unserer Tapferkeit bekennen, um so gründlicher wird die Ausmerzung der jüdischen Weltbrandstifter auf der ganzen Erde besorgt werden, ohne daß wir selbst uns an ihnen überall die Finger noch schmutzig zu machen brauchen. Hat noch jemand einen Zweifel daran, wie gründlich sie es ohne Ausnahme verdienen, so mag er sich daran erinnern, was die Newyorker „Jewish World“ („Jüdische Welt“) am 16. Januar 1919 über die Gräber von zehn Millionen Weltkriegsgefallenen hinweghobte, ohne daß auch nur ein einziger Jude in der Welt (auch

Unsere gerechte Sache

Nur Kleinmütige können vor dem Ausmaß dieses uns vom Schicksal auferlegten geschichtlichen Auftrages erschrecken. Je klarer wir ihn überblicken, je nüchterner wir die grauenhaften Folgen eines Versagens unserer Kräfte ins Auge fassen, um so eher bringen wir die Härte auf, die er von uns allen fordert. Keiner unserer Feinde kann uns die Schuld an diesem Kriege nachsagen, kann behaupten, daß er von uns in berechtigten Lebensinteressen bedroht werden wäre. Das England, das uns am 2. September 1939 den Krieg erklärte, hielt einen auf des Versprechen der Wehrhilfe gegen jeden Angreifer gestützten langfristigen deutschen Garantievorschlag für den Bestand des britischen Weltreiches in Händen. Seine Antwort darauf war die Erklärung der britisch-jüdischen Kriegshetzerei, die Erde sei zu klein für ein mächtiges Deutschland neben einem mächtigen Großbritannien. Eines von beiden müsse dem anderen weichen.

Die USA, deren jüdisch-jüdischer Präsident Roosevelt dokumentarisch der planmäßigen Kriegsanstiftung der Polen, Franzosen und Engländer gegen das Reich vor der Geschichte ein für allemal überführt ist, wurden in diesem Krieg einzig und allein durch den verbrecherischen Willen des Mannes hineingezwungen, der seine zweite Wahl mit dem heuchlerischen Versprechen ergaunert hatte, niemals sich nur einen einzigen Sohn einer amerikanischen Mutter in einem Überseekrieg bluten zu lassen, und der dann doch zwei Jahre lang eine Provokation an die andere reihte, um den europäischen Krieg zum Weltbrand auszuweiten. „Europa den Europäern - Amerika

Der Todesgang der Amerikaner

Von Kriegsberichterstatter Ernst W. Thönnessen

Normandie, 14. Juli. - PK.

Schon tagelang liegt etwas in der Luft. Man rechnet mit einem größeren Angriff der Nordamerikaner. Ist auch das Wann und Wo, in welchem Regiment- oder Bataillonabschnitt ungewiß, so haben die Fallschirmjäger die Tage zwischen den Kämpfen ausgenutzt. Hinein in die Erde, Spatenarbeit spart Blut, das ist die Parole! So haben sich Laufgräben und Bunker zu einem System geordnet. Feindliche Jagdomben suchen ohne Erfolg die gut getarnten Stellungen unserer Fallschirmjäger.

Dann kommt der Julimorgen, an dem sich kurz nach vier Uhr das Feuer der feindlichen, schweren Waffen zum Hüllenerken steigert. Dröhnend trommeln die feindlichen Granaten in die Weiden und Hecken, zerzetzen das unübersichtliche von Baumgruppen durchsetzte Gelände. Die Fallschirmjäger verkrallen sich in die Erde. Zwanzig Minuten dauert diese Hölle von zerberstendem, zerpflünderndem Stahl. Dann rollen die feindlichen Stabkolosse wie riesige Schildkröten heran und öffnen ihre Feuerschländer. Schon längst tackern die deutschen Maschinengewehre. Der Totentanz für die angreifenden nordamerikanischen Infanterie-Divisionen hat begonnen. Stunden werden zu Minuten. Die Masse Mensch dieser Amerikaner dringt nun hinter ihren Panzern und Granaten. Die gegenwärtige Führung bringt Opfer über Opfer, um den gewaltsamen Durchbruch zu erzie-

len. So dringt der Gegner hinter seiner Wucht von Stahl und Eisen auf einer Breite von 800 Metern und Tiefe von 300 Metern in das Hauptkampffeld ein. An einer Stelle gelingt ihm der erste Einbruch mit Hilfe seiner Panzer. Schon treten die Gruppen der Fallschirmjäger zum Gegenstoß an. In unerschrockenem Draufgertum regeln die Fallschirmjäger die Einbruchstellen ab. Das Kampffeld ist schon jetzt übersät mit Toten und Verwundeten, das von den deutschen Maschinenwaffen niedergemacht wurden.

Kurz vor neun Uhr setzt mit unheimlicher Wucht ein neuer Hagel von Granaten aller Kaliber ein.

Ein kurzer, heftiger Feuerschlag! Dazu Nobel wieder ertönen die Ketten der nordamerikanischen Stabkolosse. Mit all seinen verfügbaren Kräften versucht der Gegner unsere Hauptkampflinie zu durchbrechen. Seine Wille bleibt nur ein Versuch. Der Einsatz all seiner Massen bleibt stecken an der Tapferkeit des Fallschirmjäger-Regiments 6 unter Führung des Ritterkreuzträgers Major von der Heyde. Dreißig Panzer, die der Gegner einsetzt, erreichen nichts. An einer Stelle ist ihm der Durchbruch gelungen. Für die Bereinigung rollen deutsche Sturmgeschütze heran. Nach vor Entfesseln dieser Sturmgeschütze aber hat eine Jägerkompanie des Regiments diesen Brennpunkt bereinigt und die Hauptkampflinie ist in deutscher Hand.

Die Invasionsmacht im Westen hat noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Das spricht der OKW-Bericht deutlich aus und bestreift Stimmen in den englischen und amerikanischen Zeitungen geben das immer mehr zu.

Der „Times“-Korrespondent unterstreicht erst gestern wieder die Kampfbildung der deutschen Soldaten und er macht weiter die Andeutung, daß die Deutschen jetzt in der Normandie mit stärkeren und neuem Waffeneinsatz vorgehen und dadurch das Tempo des Vorrückens voraussichtlich noch schleppender werde. Sensationell muß ein Satz in diesem „Times“-Bericht wirken, der lautet: „Es darf sich nicht ereignen, daß wir die Schlacht verlieren.“ „Daily Mail“ meint, die Deutschen hätten mit ihren Absetzbewegungen eine Taktik, die ihnen größere Verluste erspart und die Engländer nur unter höchsten Opfern kilometerweit Raum gewinnen ließe.

Die bisherigen USA-Verluste

(Von unserem Berliner Mitarbeiter)

G. S. Berlin, 15. Juli.

„Die letzten drei Wochen der schweren Kämpfe in Frankreich haben die Gesamtverluste der Verlustziffer von 1917/18 gleich gemindert.“

erklärte der stellvertretende Kriegsminister Patterson. Er nannte als Verlustziffer des USA-Heeres 187 028 Offiziere und Soldaten, womit die gesamten Verluste einschließlich Marine und Luftwaffe nach seinen Behauptungen 233 411 betragen; eine Ziffer, die - wie beispielsweise die Jahresvergleichung der Verluste in Hawaii zeigt - sicher noch weit unter der Wirklichkeit liegt. Die USA haben im ersten Weltkrieg Verluste von insgesamt 278 928 Mann erlitten.

Ein Volkseind ausgemerzt

Berlin, 15. Juli.

Der Viktor Kroll aus Antonienbüchse (Oberbayerland) hat auf dem Wege zu seiner Arbeitstätte an öffentlichen Plätzen wiederholt volkseindliche Inschriften angebracht. Er wurde dabei von Volksgenossen gestellt und zur Anzeige gebracht. Der Volksgerichtshof verurteilte ihn als Volkseind mit dem Tode. Das Urteil ist bereits vollstreckt.

Kriegswirtschaftsverbrecher hingerichtet

Berlin, 15. Juli.

Das Sondergericht in Eger verurteilte einen üblen Kriegswirtschaftsverbrecher, den Webereibesitzer Max Goetz aus Rodbach, zum Tode. G. hat große Mengen Wolllagen, Stoffe, Leinen und andere Textilierzeugnisse verbotswidrig in seinem Betrieb zurückgehalten. Durch unschlagmäßige Lagerung ließ er einen Teil der Vorräte verderben. Andere Waren wurden von ihm im Tauschhandel verschoben. Allein aus den zurückgehaltenen Garnen hätte Unterwäsche für mehr als 100 000 Soldaten hergestellt werden können. Das Urteil ist bereits vollstreckt worden.

Der Führer berücksichtigt den kroatischen Staatsführer Dr. Ante Pavelic zum Geburtstag mit einem in herzlichen Worten gehaltenen Telegramm seine Glückwünsche übermittelt.

An-
sigen
geht,
wie er
sein i
diese

Der Lehrer
in einer von
stunden jeden
scher Dichtung
im Sinne der
stigen Zusam-
eben der Ges-
deutlich zu m-
schichtlich, ge-
und betrachte
nie vergesse
lich eine so
geführt wor-

Damit wir
immer so spre-
habe ich mir
tliche Dichter,
gehört hat,
sen möchte,
sollt Meyer I
unabhängig v-
und haben W-

Ich habe be-
gewählt haben
älteren Freun-
Ferienwander-
spiel in Thür-
Wanderbücher
ten. In denen
gelesen, sie w-
euch geboigt.
aus nicht gan-
Mutter ist in
laufs mit d-
werden. Der
Buch von Sch-
gekauft; diese
In sehr gegre-
In dem, was
kennen, ist so
dem Dichter
stille. Denn
sind dem Erz-
vielleicht gera-
Erzählkunst,
gänge, die un-
wie Reisen in
nach Weimar,
an den Boden
daß es uns i-
immer gepaus-
mehrere von
lungen „Aller-
„Das Gerücht-
sene Novelle
neustes Drama
und einen B-
behandelt. So
tun“, den soll
paar Jahre a-
Romanen, abe-
die ihr jetzt a-
ebenso wie in
versucht ist,
schießnisse im
Menschen
zum wissen,
trieben werden
gebunden zu
Traum gesch-
ebenfalls das
nicht viel hilf-
Dramen merk-
erwähnten „
„Merse“, die
len.“ Die Gl-
neuren. Die
er Otto I.),

He
Eine genial
ward Mensch
jährigen. Es i-
phische Char-
Nordländer, e-
fabien vorzie-
zu dem man
Westenauschr-
minisch ger-
können der P-
eines Wirklich-
um die Jahrh-
sie sich nicht
in den Gläser
Ihr grausame

Nun haben
holmen, wo er
Herzen zu er-
Abendstern
immer hoch
Gartens, hoch
überzogenen
halten Holzses-
will die Recht-
mehr. Die Lin-
Händen, mit
er dann die V-
Erfahrungen,
die Menschen

Er erlebte,
cher. Sie sin-
men der Passi-
festlich getra-
Werden, Wach-
den hohlvoll-
sche Melanch-
behaft. Fiebr-
Leidenschaft,
verstumt da-
Stille eines i-
schreibt, wie
malte. Seine
Naturergnis-
die fieron de
Quitjote, Dr. E-

In London
zugedeckt, in
brücken. Auf
amerikanische
die Fußbö
Broadways
und Straß-
Schlichter. In
Norwegen als
profierte den
in die Manu-
weltweiten T-
die er oft ze-

Er erlebte,
cher. Sie sin-
men der Passi-
festlich getra-
Werden, Wach-
den hohlvoll-
sche Melanch-
behaft. Fiebr-
Leidenschaft,
verstumt da-
Stille eines i-
schreibt, wie
malte. Seine
Naturergnis-
die fieron de
Quitjote, Dr. E-

In London
zugedeckt, in
brücken. Auf
amerikanische
die Fußbö
Broadways
und Straß-
Schlichter. In
Norwegen als
profierte den
in die Manu-
weltweiten T-
die er oft ze-

In London
zugedeckt, in
brücken. Auf
amerikanische
die Fußbö
Broadways
und Straß-
Schlichter. In
Norwegen als
profierte den
in die Manu-
weltweiten T-
die er oft ze-

„Unterricht über mich“

Wilhelm von Scholz

An Wilhelm von Scholz, der in wenigen Tagen seinen 78. Geburtstag begeht, wurde einmal die Frage gerichtet, wie er sich, eine Literaturstunde über sein Lebenswerk, denke. Er schreibt diese heitere Schilderung nieder.

Der Lehrer spricht: „Ihr wißt, daß wir uns in einer von unseren Literaturgeschichtestunden jeden Monats mit heutiger deutscher Dichtung beschäftigen wollen. Nicht im Sinne der sprachlichen, stofflichen, gelingenden Zusammenhänge und Wandlungen, eben der Geschichte, die ich euch sonst deutlich zu machen suche, sondern ungeschichtlich, gegenwärtig, nur uns freudig und betrachtend. Denn, Jungens! Ihr dürft nie vergessen, und darum ist diese monatliche eine Stunde für die Gegenwart eingeführt worden: Kunst ist Leben!“

Damit wir hier von der Dichtung nur immer so sprechen, wie sie euch Leben ist, habe ich mir ausgedacht, daß ihr meine heutige Dichtung, die ihr kennt, von denen ihr gehört habt, über die ihr gerne mehr wissen möchtet, zur Besprechung vorschlagen sollt. Meyer II und Krawuschke sind beide unabhängig voneinander zu mir gekommen und haben Wilhelm von Scholz genannt.

Ich habe beide gefragt, warum sie Scholz gewählt haben. Krawuschke hat von einem älteren Freunde, mit dem er schon öfter Ferienwanderungen gemacht hat, zum Beispiel in Thüringen und Württemberg, die Wanderbücher von Scholz geschenkt erhalten. In denen hat Krawuschke sehr gern gelesen, sie wohl auch schon einigen von euch gehört. Meyer II ist, was ich durchaus nicht ganz billigen möchte, von seiner Mutter mal in eine Aufführung des „Weltlebens mit dem Schatten“ mitgenommen worden. Darauf hat er sich das Reclam-Buch von Scholz „Der Kopf im Fenster“ gekauft; diese kleine Mordgeschichte hat ihn sehr gegeistert. Schön!

In dem, was Meyer II und Krawuschke kennen, ist schon einiges Wesentliche von dem Dichter: der Dramatiker und der Erzähler. Denn auch die Reiseschilderungen sind dem Erzähler zuzurechnen; ja sie sind vielleicht gerade der beste Beweis für seine Erzählerkunst, wenn er so einfache Vorgänge, die uns allen bekannt vorkommen, wie Reisen in Deutschland, nach Hamburg, nach Weimar, ins bayerische Gebirge oder an den Bodensee, so zu erzählen versteht, daß es uns nicht langweilt, sondern wir immer gespannt bleiben. Gewiß kennen mehrere von euch aus den Schulstunden „Albrecht Dürers Erlebnis“ und „Das Gerücht“ oder auch seine meistgelesene Novelle „Die Pflicht“, die, wie sein neuestes Drama „Ayatari“ in Japan spielt und einen heldisch-vaterländischen Stoff behandelt. Seinen großen Roman „Perpetua“, den sollt ihr erst lesen, wenn ihr ein paar Jahre älter geworden seid. In den Romanen, aber auch in den Erzählungen, die ihr jetzt schon lesen könnt, werdet ihr ebenso wie in den Dramen dies finden: daß versucht ist, die Zusammenhänge der Geschehnisse im Ungesagten, in dem, was die Menschen selber nicht von sich und ihrem Tun wissen, wo sie einfach von innen geschrieben werden, aufzuzeigen; alles so in sich gebunden zu schildern, wie es auch im Traum geschehen würde, in welchem ja ebenfalls das Nachdenken und Überlegen nicht viel hilft. Von seinen wichtigsten Dramen merket euch mal außer dem schon erwähnten „Weltlauf“ das Trauerspiel „Meroe“, die Komödie „Vertauschte Seelen“, „Die Gläserne Frau“, und von den neueren „Die Frankfurter Weihnacht“ (Kaiser Otto I.), das Mutter-Drama „Claudia

Colonna“ und „Das Deutsche Große Welttheater“, das Scholz über den Grundmannern eines Calderonschen Spiels errichtete.

Scholz hat noch vieles geschrieben, aber ich möchte nicht sagen: geschrieben. Das, was ich am meisten an ihm liebe, sind seine Gedichte, die kürzlich als „Gesamtausgabe 1944“ in einem stattlichen Bande herausgegeben sind. Wenn ich das Wort „geschrieben“ dafür nicht gebrauchen möchte, so meine ich nicht etwa, Jungens, er hätte sie, wie die Lyriker in früheren Jahrhunderten, gesungen. Die Musik, die diese Verse in sich tragen, die beim Lauten aber auch schon beim leisen Lesen erklingt, kann man nicht sagen. Sie steht, immer wiederholbar, auf dem Papierblatt. Sie klingt schon im Auge, das liest.

Ja, da lachen einige von euch! Es ist doch so. Wenn ihr aber darauf besteht,

daß nur das Ohr hören kann, gut! dann will ich sagen: hier hängt der Rundfunkkopfhörer; kaum vernehmbar, wie ganz fernes Zirpen einer Grille tönt es heraus. Tut ihr ihn aber um beide Ohren, so hört ihr ein ganzes Orchester, Sänger und was weiß ich alles. So ist's mit diesen Gedichten, die nicht geschrieben und nicht gesungen, vielleicht leise, rhythmisch klingend, vor sich hingegesen worden sind und sich immer wieder über das Blatt hinwegreden. Wenn ihr nur das Ohr nahe genug heranhalten, dann sind viele Stimmen darin, von denen ihr zuerst die der mittleren Sphäre mit dem Klopfen des Herzens wie die des herbstlichen Windes, der Früchte und Blätter von den Bäumen schüttelt, und später noch viele andere heraushören werdet.

In manchen Literaturgeschichten werdet ihr lauter Unsinn über Wilhelm von Scholz

finden. Einige machen ihn zum Neuklassiker, was er niemals war und was ich euch deshalb nicht näher erläutern will; andere halten sich nur daran, daß er sich mit den geheimnisvollen Dingen im Leben, seltsamen Zufällen, Träumen, Übertragung von Gedanken beschäftigt, und nennen ihn einen Mystiker - das heißt einen Menschen, der allen Sinn des Lebens nur im Verborgenen sucht. Das tut aber Scholz nicht einseitig; er hat im Gegenteil große Freude am Schildern der sichtbaren Welt und auch am Humor. Jede Literaturgeschichte hat ein anderes Etikett für ihn, aber keine hat damit ganz recht. Er ist von einer gewissen Vielfältigkeit, die nicht auf eine simple Formel zu bringen ist. Ich bin, da ich ihn liebe, in Gefahr, ihn vielleicht zu überschätzen. Aber ich halte ihn in den ihm gegebenen Maßen und in seiner Weise für umfassend, sowohl dem Lebensstoff gegenüber als auch der Beherrschung der Gestaltungsformen nach.

Nun soll uns mal Meyer II den Inhalt vom „Kopf im Fenster“ erzählen.“

Die Liebe zur Stadt

Von Karl Lütge

Die Liebe zur Stadt schlummerte verborgen. Ihre Äußerungen blieben unbestimmt, scheu, während Berg und Tal und Hügel, Fluß und Meer, Dorf und Stille ungleich lauter sich besingen ließen. Heute hat bei der Standhaftigkeit der Städte auch diese Liebe zur Stadt ihren kräftigen, weit hin sichtbaren Ausdruck gefunden! Das Heidenland der deutschen Städte wird die Nachwelt einst begeistert singen.

Aus früheren Zeiten haben die Städte dennoch eine Anzahl lobpreisender gereimter und ungerimter Äußerungen bewahrt, die teilweise noch heute im Volk umlaufen und die das Bild der Städte oder bemerkliche ihrer Eigenheiten mehr oder weniger gutgeformt festhalten.

Bekannt ist jenes Wort von Goethe, das er im „Faust“ dem heimatstolzen Patriziersohn in Auerbachs Keller sagen läßt: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute!“ An Leipzig ist der Ruhm einer bildungsbelebenden, regensamen Stadt allzeit haften geblieben, ähnlich wie an der Muenstadt Jena, wo Schiller und Hufeland, Fichte, Humboldt, Schlegel und Novalis in jener unvergänglichen Glanzzeit um die Wende des vorletzten Jahrhunderts lebten, der Spruch: „In Jena lebt sich's bene!“

Unvergleichlich anspruchsvoller heißt es von Bamberg, dieser in grünwelliger Landschaft liegenden, kulturell hochbedeutenden Stadt in Franken: „Wenn Bamberg mein wir, wolle ich's zu Bamberg verkehren!“, und allgemeiner kennzeichnend das eingeschlossene Bamberg: „Reben, Maßgelut, Main und Bamberg, das ist Franken!“ Die Hamburger sind kühl-nordisch zurückhaltender, wenn sie singen: „Hamburg ist ein schönes Städtchen, weil es an der Elbe liegt!“ Für den Frankfurter Lokaltourist zeugt dagegen der mundartliche Spruch des Lokaldichters: „Es will mer net in mee Kopp enoi, / Wie kann nor ein Mensch net von Frankfurt sei!“

Die Liebe zur Stadt, der Stolz auf sie, die Verehrung die man ihr entgegenbringt, zeigen sich in vielen weiteren Beispielen, selbst bei kleinen und kleinsten Orten. So sagt man von dem zwischen der allerseltenen tausendjährigen Stadt Nordhausen am Harz und Kassel, in der einst sehr armlichen Gegend des Eichsfeldes, legenden Leinefelds: „Leinefelds liegt im Gelde“, weil es durch seinen Handel wohlhabender als alle darum liegenden Orte war. Von Ziegenhain, dem Hauptort der trachtberühmten Schwalm, hieß es durch Jahrhunderte: „Fest wie Ziegenhain!“, wenn etwas unüberwindlich galt. Denn diese Stadt, nahe dem Weibald Wäldchen, galt einst als stärkste Festung des Hessenlandes. „Krems und Stein sind drei Städte“, heißt es in der Ostmark, was sich dann leicht als unbestreitbar herausstellte, wenn und groß geschrieben wird, denn es ist eine Vorstadt des altertümlichen Krems an der Donau.

Auf die Entstehungsgeschichte der Stadt Halle an der Saale, die aus dem Salzreichtum erwuchs („Halle“ heißt die Salzhalde und ist ein keitliches Wort, das später dann allgemein für unbauten Raum benutzt wurde) lenkt der bekannte, etwas trockene Spruch hin: „In Halle gib's Hallen, Hallen und Hallen.“ Die einseitige, aber die ungeliebte Inselgasse preist die Bodenseestadt Lindau mit dem Spruch: „Lindau liegt im Bodensee, Und wer's nicht glaubt, geh' selbst und seh'!“ Deshalb bleibt unverstänlich, wie andere Orte am Bodensee diesen Spruch einseitig für sich umfassen konnten! Daß XYZ am Bodensee liegen, ist nichts Besonderes und wird nicht angezweifelt, wie eine Lage im See!

Das einst weitverbreitete Wort - das man jemand sagte, der nicht wollte, wo ein und aus - „Geh' wir nach Boxtehede, wo die Pfütze über der Weide hängt“, kündigt von der Lage der Stadt im Elbemündungsgebiet, das stellenweise tiefer ist als der untere Meeresspiegel. Die „Schöppenstädter“ nach Schöppenstedt in Braunschweig, die „Schildebürger“ nach Schilde bei Torgau sind mehr Wort- als Sprichwortausagen, ebenso die Zungenfertigkeitsspielereien, die sich mit Städtchen besessen: „In Um, um Um und um Um herum.“

Mundartliche Hinweise neckischer Formung existieren in vielen Landesteilen, wie in Westpreußen bei Ebbing: „Im Schnal- nach nach Albing“ und plattdeutsch bei dem kleinen Hochharzstädtchen Bennackstein an der Bahn Nordhausen-Wernigerode mit einem Vers, der in der Inflationszeit auf das Notgeld gekommen ist. In langen Versen sagt dieser aus, daß „Benn eck en Stein“ (Bin ich ein Stein), also ein ganzer Satz als Stadtnamen, die Entstehungsgeschichte des Ortes ausdrückt. Denn mit diesen Worten soll eine eingeschneite Frau einen Mann abgewehrt haben, der sich auf die unförmige Schneehöhle gesetzt hatte. Die Stadt Nidda in Hessen kam angeblich zu ihrem Namen durch den Mährer auf einen Esel, der just an der Stelle, wo später die Stadt dann errichtet wurde, nicht hat weiterwollen: „Nid da!“ Und Altona soll heißen, daß es „All to nah“ an Hamburg liegt, während es vermutlich so alte Aus- entstanden ist, wie Bennackstein beim Stein (es Bau) an der Elbe bedeutet.

Das tausendjährige Dinkelbühl in Franken, das manche noch vor Rothenburg ob der Tauber preisen, lenkt mit einem Vers auf die einstige Abgeschlossenheit der mauerumwundenen Städte hin, die Zusage von außen nur spärlich aufnahmen, im Gegensatz zu der Zeit der „Verstädterung“. Da müßten die neuen Bürger außen vor der Stadtmauer vorerst bauen, wenn sie nicht gewisse Bürgerpflichten übernehmen wollten. An einem Haus, draußen vor der Dinkelbühler hohen Mauer, heißt es noch heute:

„Wir bauen nicht so feste,
Wir sind ja hier nur Gäste.
Wollten wir bauen fest hinein,
Müßten wir dann ewig sein.“

Die südöstlichste Bühne Deutschlands, das Marburger Stadttheater, hat seine dritte Spielzeit unter Führung des Intendanten Robert Falkert beendet. Die Aufbaubarkeit dieser Bühne ist gekennzeichnet durch 28 Erstaufführungen. In der Nachbarschaft zwölftausendgärtige das Marburger Stadttheater mit zwei Ensemblevorstellungen und drei Sinfoniekonzerten.

Wiedersehen mit der Jugend!

Von Fritz Kaiser-Ilmenau

Fast auf den Tag genau waren es fünfundzwanzig Jahre, die verstrichen, als ich dich wieder sah, du liebe, traute Stadt mittelalterlicher Bauschönheit.

Damals kam ich im grauen Rock verwundet von der Westfront zu dir zur Lindenblüte, um Heilung zu finden, blutend an Jahren, ein Knabe an der Schwelle des Lebens. Überall war das Herz an dankbarem Glück, dem Tod entronnen zu sein, dessen Eisenfaust mir derb im Kreuz gesessen hatte. Du nahmst mich auf, geliebte Stadt, in dem stillen Haus am blitzenden kleinen See mit der verträumten Waldinsel. Boote schaukelten auf den Wellen, und stolze Schwäne zogen still ihre Kreise, duftig und anmutig in ihrem schneeweißen Kleid wie oben die Zirruswölken im seligen Himmelsblau. Ein kleines Paradies schienst du mir, teures Heimatnästchen. Bäume ragten mächtig übers Fachwerkhäuser, und enge Pläde verloren sich zwischen Rasenflecken ins Grüne. Die Straßenbahn fuhr vorbei, und die Zweige schlugen über ihr zusammen zu einem grünen Märchenband. Die Vögel sangen im bunten Chor, und unter rieselnden Blütenzweigen, umhüllt von Wogen süßen Duftes, schritt ich blühfahlig, gestützt von hilfsbereiten, hochgewachsenen Knaben mit bunten Mützen zum breiten Portal. Ich war daheim im „Schwanenteich“, denn so hieß das Lazarett; seine Räume umfingen so warm! So süß und bebildend mutete mich sein Frieden an und so mild und liebevoll war der Schwester Stimme, die als erste an mein Ohr klang.

Das war der erste Eindruck damals, und er hielt, was es versprach, in den Wochen und Monaten, die dem Maltag folgten, bis ich schied. Wie ein stilles Heimweh sah seitdem die Liebe zu dir, du traute Stadt, in meinem Herzen.

Kein Wunder, wenn das Herz nun stürmisch schlug angesichts deiner, die du wiederum in hellem Sonnenglanz und duftigem Blütenkleid standest, ganz wie damals. Die fünfundzwanzig Jahre waren ausgelacht. Und daß auch ich wieder den Soldatenrock trug und es Krieg war, das verdichtete den Eindruck, daß die Zeit steingebunden und mir die Jugend von damals noch eigen wäre.

„Hier in diesem Haus habe ich dir das gewünschte Zimmer besorgt“, erklärte der Freund.

Ich sah hoch an der Fassade und lächelte erstaunt. „Welch ein Zufall“, entfuhr es mir beglückt, „dasselbe Haus, in das ich Martel zum Mittagessen führte, als sie mich ein Cent an kleine Provinzzeitungen verkaufte. Was wir von ihm kennen ist sicher das wenigste von dem, was er schrieb, aber es ist vielleicht das Beste, Beständigste auf unsern Bücherregalern, nach dem wir immer wieder greifen, weil es nicht Papier, Papp, Druckerzwarze, Leim und Leinen, sondern lebendiges Leben ist.“

Er hieß, als der Atem der Erde unter dem Asphalt und Beton der aufsteigenden Riesenstädte zu erstickend drohte, den Siedler Isak die Wildnis roden, den Acker besseren Lebens bestellen. Seine Landstreicher, Weltumsegler, Reisende und Fahrtenleute wandern, segeln und fahren im Grunde immer nur eine Straße: Die Straße nach Haus. Süß, reiz, wissend und wider alle Vernunft wie ein Bachscher Begenstrich klingt das Abendlied des großen Liebenden, der dieser Dichter immer war:

Frage jemand, was Liebe ist,
Sag sie ist nichts als ein Wind,
Der in den Rosenblättern rauscht
Und wie ein Wasser verrinnt.

Das eiserner Gartener von Nörbolen öffnet sich selten, selten noch setzt er die nun wieder um etwas mühsamer gewordenen Schritte über die Schwelle. Manchmal aber tritt er vor ein Mikroskop, hinter ein Rednerpult, um von der tiefen Wahlverwandtschaft seines Herzens mit Deutschland zu sprechen, um das europäische Gewissen anzusprechen, den Geist der abendländischen Sendung zu beschwören. So lebendig und gegenwärtig ist uns sein letzter Besuch in Wien, wo er wortlos in der Brandung der minutenlang aufrauschenden Huldigungen stand, um dann, weil er es seinen hohen Jahren nicht mehr recht zutrauen mochte, seine Botschaft verlassen zu lassen, die zornige Kampfansage dieses großen, alten Mannes an die ewigen Widersacher des Kontinents.

Der Ring seines Werkes beginnt sich zu schließen. Es rundet sich von der universalen Gehärde des Erdgespen, vom Skandalen- sang des Pan bis zur erhabenen Skepsis und Bitterkeit der Allergewerke zu einem Spiegel der Welt, vor dem wir uns erschütternd beugen. Nun ist er über das letzte Kapitel gebeugt. Der Lebensstern neigt sich. Aber noch immer hockt er in dem engen Gehäus des Gartens, in der Dichterhütte, über der die Herbststerne aufzugehen sind. Die Zeit ist abgatan von seinem Menschen. Er sitzt da, ein Homer des Nordens, und lauscht in das gedämpfte Saitenspiel des dunkelnden Abends. Fritz Fröhling.

an dem Sonntag beuchte und wir von dem biblischen Konzertbummel kamen.“

Erfreut hieß es der Freund. „Und war war Martel!“ fragte er vertraut.

„Ein blühendes sebzehnjähriges Mädchen, eine Kusine von mir“, erzählte ich ihm. „Keiner wollte es mir glauben, der ihre strahlenden Augen sah, und sie hatten ja auch nicht so unrecht mit der „Gelleben“. Vielleicht hätte sie die umständliche Fahrt zu mir nicht gemacht, wenn sie nicht selber diesen Eindruck von sich gehabt hätte dem jungen Vetter gegenüber, mit dem sie am Nachmittag im bunten Flühchen eitel und erwartend zum herrlichen Stadtwald fuhr.“

Nachdenklich nickte der Freund. Wir saßen im Gastzimmer. Dort am Fenster hatte sie gesessen. Der Platz war leer, aber Ohrenklänge mußte sie in diesen Minuten wohl haben, die nun längst Frau und Mutter war und selbst eine Tochter von ihrem damaligen Liebreiz besaß. Ihr Schicksal war bekannt. Wer aber nannte das der ehemaligen Schwestern des Lazarets, der Elsbeth, der Erna, der Hertha und wie sie alle hießen, die der Hedwig war 1918 verstorben. Davon hatte er noch erfahren. Die anderen waren sicher verheiratet, manche vielleicht am Platze. Konnte es nicht sein, daß er der einen oder anderen in die Hände ließ?

Manchmal wollte es mir scheinen, als ob mir jedermann den Wiederkehrer ansehen müßte, so mächtig wogte das Empfinden, das die Erinnerung auslöste. Wie viel mehr nun gar bei der Fahrt zum „Schwanenteich“! Fünfundzwanzig Jahre waren eine lange Zeit. Viele neue Häuser hatten das Straßenbild an der Straße verändert, ja fast fremd gemacht, doch beim Einbiegen in die Allee, da gab es keine Zweifel. Gleich mußte das Haus auftauchen am großen schimmernden Wasser. Und wirklich, da war es, aber nicht mehr der alte Fachwerkbau von roten Ziegelsteinen und braunem Giebel. Das Gebäude hatte eine moderne Fassade bekommen, es war hell und freundlich im Putz und hatte schmucke breite Fenster.

Ich war aus der Straßenbahn ausgestiegen, und es dauerte eine Weile, ehe mir das Haus im neuen Gewande als das vertraute wieder nabekam. So war es ja wahrhaftig unverändert. Es war ein stiller Sonntagvormittag. Nur wenige Menschen waren ringsum zu sehen. Blitzend lag die Sonne auf dem leicht spielenden Wasser. Eine Promenade führte heute unmittelbar am befestigten Ufer entlang in Richtung Popperode, wo ebened sich nur Pflastersteine ins barchige Grün verloren. Die idyllische kleine Wildnis war nicht mehr, auch drüben auf der Insel hatte man den Wald gelichtet. Klar und übersichtlich, von Schiff befreit, waren die Ufer des kleinen Sees, gepflegt die Wege der Teichanlage. Ich sah auf der Uferbank und sah auf die schimmernde Fläche hinaus. Meine Träume zogen mit den Schwänen still ihre Kreise. Die Straßenbahn fuhr wie damals vorbei, dicht gefüllt, wenn sie zum Walde fuhr, spärlich besetzt um diese Stunde zur Stadt zurück. Ich sah versunken und feierte und erlebte die neugeschenkte Welt von damals noch einmal. Der Hamburger Virtuose, der Primasener Ernst und all die anderen namenlosen Kameraden waren mir nahe, als müßten sie jeden Augenblick vor mich hintreten. Nicht anders war es mit dem anmutigen Mädchen gestalten im Schwesterhäubchen. Ich meinte, ihre Stimmen, ihr Lachen zu hören, wenn irgendwo Lebensfrohsinn aufklang. Ein Greis ging vorbei, und ich mußte unwillkürlich an den alten, gemütlicheren Veteran von Siebzig denken, der unweit des Lazarets wohnte und mit uns Verwandten immer auf gute Freundschaft hielt. Nie besinne ich mich, seinen Namen gehört zu haben, aber daß er fortlebte in den Herzen, die Jung hier gesungen, beweist, daß er als Kamerad von uns so gut genommen wurde, wie umgekehrt er in uns nichts anderes sah. Sein Soldatenherz in seiner unverwundlichen Frische war es, das hier die Brücke zur Jugend schlug. Still bewegt ging ich nachher an seinem Häuschen vorbei, bevor ich die Straßenbahn bestieg, stadtwärts zu fahren. Meine Zeit war gemessen, aber mit mir ging die Sehnsucht der Wiederkehr auf länger.

So bist du mir, traute alte Stadt, die Erfüllung geblieben, die du mir warst, welches Wagnis es gleich war, den einstigen bewohnenden Mann in deinen Mauern und vor deinen Toren nach einem vollen Vierteljahrhundert zu suchen! Ist es nicht gerade, als ob das schwärmerische junge Soldatenherz von damals verzaubert in dir ruhe und neue geweckt mir immer entgegen geschlagen müße, sobald der Fuß deinen geliebten Boden betritt! Nur so ist das Geheimnis des Wiedersehens zu erklären, Begegnung mit der Jugend, die ihren verklärten Glanz über alles brottet und das Menschenherz in einen beseigenden Rausch versinken läßt!

Die Aussteuer

Von J. A. D a m s

Zeug anfangen? Das können wir ja gar nicht verschließen, Kind!“

Und dann kamen die Jahre, und mit ihnen ein kleiner „Reißkittel“ nach dem anderen. Da wurde manche Bresche in die Haut Leinwand geschlagen. Bis ich eines Tages, nachdem der liebste Lebensgefährtin auch geschieden war, und die jungen Vögel groß und flügge geworden, allein zurückblieb mit einem kleinen Rest der ehemals so großen Aussteuer. Inzwischen hatte ich mich bescheiden gelernt und das war gut so. Denn feindliche Terrorangriffe nahmen mir auch noch das letzte ...

Wieder verging einige Zeit, in der ich, mit den nötigen Bezugsgeldern bewaffnet, das Allergrößte Bestand bis ich meine „kleine Aussteuer“ beisammen hatte. Viehlleicht hätte mein guter Mann, wenn er noch lebte, bei ihrem Anblick wieder die Hände zusammenschlagen und ausgerufen: „Mit so wenig willst du auskommen!“ Ich aber hätte ihm lächelnd versichert: „Sicher will ich das und werde es auch können!“

Das Rundfunkprogramm

Sendung, Reichsprogramm: 1 bis 8:30: Orgelkonzert. 9 bis 10: Volkemusik am Sonntagmorgen. 10:30 bis 11: „Die alte Meersburg“, eine Sendung von Wilhelm v. Scholz. 11:30 bis 12:30: Die Rundfunkkapelle der Münchner Musik unter der Leitung von Helmuth Selder. 12:30 bis 13:30: Radio Melodienfolge. 13:40 bis 14: Das deutsche Volkskonzert. 14:15 bis 15: Unterhaltung mit der Kapelle Erich Börschel. 15 bis 15:30: Mathias Wiemann erzählt Märchen. 15:30 bis 16: Solistenmusik. 16 bis 18: Was sich Soldaten wünschen. 18 bis 18:45: „Unterirdische Musik deutscher Meister“: Sinfonie Nr. 2 in D-dur, Werk 73 von Johannes Brahms, gespielt von den Berliner Philharmonikern unter Leitung von Hans Knappertsbusch. 18:45 bis 19: Rondo Brillant in B-dur von Schubert. Wilhelm Stroh und Michael Hascheisen. 19 bis 20: Zeitpigele. 20:15 bis 22: „Die klingende Film-illustrierte, heute neu“

Filmklub von gestern, heute und morgen in der Zusammenstellung von Willy Dehmel. - Deutschlandsendung: 9 bis 10: Unser Schatzkistein; Sprecher: Andreas Wolf. 10:30 bis 11: Es spielt die Kapelle Willy Steiner. 11:40 bis 12:30: Werke von W. A. Mozart. 20:15 bis 21: „Ich denke dein“, Liebestieder und Serenaden von Nicolai und Rossini. 21 bis 22: Abendkonzert mit Opernausschnitten, Solistenmusik und Orchesterwerken. Leitung: Leop. Ludwig.

Montag, Reichsprogramm: 7:30 bis 7:45: Englands Ausdehnung zur Zeit Cromwells. 11:30 bis 11:40: Frauenspiegel. 12:35 bis 12:45: Bericht zur Lage. 14:15 bis 15: Klingende Kurzweil. 15 bis 16: Solistenmusik. 16 bis 17: Unterhaltungskonzert. 17:15 bis 18:30: „Dies und das für euch zum Spaß“ Beschwingte Klänge aus Wien. 18:30 bis 19: Zeitpigele. 19:15 bis 19:30: Frontberichte. 20:15 bis 22 (auch Deutschlandsender). Für jeden etwas. - Deutschlandsender: 17:15 bis 19:30: Sinfonische Musik von Dvorak, Intermezzo von Enrico Bosci, Verschenkung von Suk a. a.

tslosigkeit

mit lastet schon die Arbeiter abzuschießen zu ihren kom- jetzt sichern und die Flotte zückung, und die see und Flotte Film heraus- wird, wie not- zueugung von

der Rüstungs- chaotisch. Die wängt eine El- terialproduktion übermessen die atrie hat sich- n und Schwer- zungel des liber- schaftsystems darf in Erschei- folk erträgt die immer unwill- von den Präsi- torischen Ent- ronen versucht wird die weitere rfolgen müssen.

icht im We- steinpunkt der W-Bericht deut- in den dep- itungen ge-

er unterstreicht pfähligkeit der macht weiter utschen jetzt in en und neuem ad dadurch das usichtlich noch lonell muß ein icht wirken, der ereignen, daß „Daily Mail“ mit ihren Ab- die ihnen gro- Engländer nur neterwelt Raum

A-Verluste

Mitarbeiter) Berlin, 15. Juli. der schweren die Gesamt- on 1917/18 sich

Kriegsminister als Verlustdifferenz und Sol- den Verluste ein- waffe nach sei- betragen; eine velen die Jahre- rüstung in Hawal unter der Wirk- über im ersten gessamt 278 820

sgemerzt

Berlin, 15. Juli. Anlonenhütte Wege zu sel- tlichen Plätzen lliche Ine wurde dabei und zur Anzeig abof verurteilt ode. Das Urteil

brecher

Berlin, 15. Juli. der verurteilte aufverbrecher. Max Goetz hat große Men- und ande- rig in seinem durch unsache- Teil der Ver- den wurden von schoben. Allein Garnen hätte 00 000 Soldaten Das Urteil ist

den kroatischen dem kroatisc- zum Gebiets- wertens erhalten die übernimmt

Braun ohne Strumpf

Wie hatten wir vor Jahren erstaunt aufzugehen, als die ersten Frauen es wagten, mit strumpflosem Bein über die Straßen zu gehen. Schließlich sei der Asphalt noch kein Badestrand, meinten die Großmütter, und sie schüttelten empört ihr graues Haupt. Eingedenk der wollenen Strümpfe und langen wallenden Kleidern aus ihrer Jugendzeit. Vergnügt schmunzelten die Männer. Die Frauen selbst fanden es ungeheuer schick, auf der Höhe ihrer Korkschuhe die Beine einmal ohne Strümpfe durch die Gegend spazieren zu lassen.

Es war eine kleine Sensation. Heute scheint die Welt geradezu auf dem Kopfe zu stehen. Denn jetzt bewundern wir schon jene Frauen, die noch mit Strümpfen gehen.

Das mocht der Sommer, sagen die Neumalklugen und schauen vergnügt den bloßen Frauenbeinen nach. Wir wollen diese Nichtstuhlerinnen bei ihrem Glauben lassen. Doch könnten sie unsere Gedanken lesen, sie finden dann die Lösung für diese jetzt so überaus zahlreich gewordene Sommererscheinung.

Da kreisen Überlegungen, Fragen und Sorgen, und es wollte und konnte kein anderes Ergebnis daraus werden, als daß die letzten drei Paar Strümpfe in den Luftschuttkoffer wanderten als stille Reserve für den Winter.

Vielleicht gibt es glücklichere Frauen, die noch mehr besitzen; aber dem Terrorbrand und Bombenschaden muß auch die noch so große Sparamkeit

der Frauen sich beugen. Traurig schaut manch Frauenherz drein, wenn andere mit diesen seidenen Kostbarkeiten gehen und für einen selbst aus Schutz und Asche nur die Erinnerung blieb. Früher war das alles kein Problem. Wir wählten nur zwischen Größe und Farbe, und ein Hauch von Strumpf gab dem schlanken Bein die vollendete Linie. Heute aber sind wir zeitgemäß praktischer und sparsamer geworden, und der Sommer hilft, die Sorgen zu verringern.

Nur so einfach, wie es sich schreibt und liest, ist es in der Praxis nicht. Dazu gehört schon eine kleine Wissenschaft, von der die Frauen ungern etwas verraten. Doch habe ich ein Geheimnis neulich entdeckt, als ich eifrig beim Pinseln war und den Creme begutachtete, der dem Bein zur natürlichen Bräune verhelfen soll. Es geht nicht über die liebe Eitelkeit. Und das ist gut so. Wir haben nur unsere Freude daran, wenn ein manierliches unstrumpftes Bein aus dem wippenden Rock hervorschaut. Der alte großbrüderliche Einwand, ein „nacktlicher“ Bein gehöre höchstens nur an den Strand, ist überwunden, und gestrotzt kann jede Frau sich so zeitgemäß „entkleiden“ zeigen.

Es ist immer schön, wenn man mit Geschick den Weg aus der Klemme findet. Darum sollte keiner mehr lächeln über das strumpfloze Bein. Aus der einstigen Modensarrheit ist durch die Not eine Tugend geworden.

Einmal im Jahr im D-Zug durchs deutsche Land

Ein Riegel vor den Reisedrang geschoben / Reichsbahnfahrten ein für allemal genehmigungspflichtig

Es war höchste Eisenbahn. Wir sprachen schon am vorigen Sonntag über den geradezu unheimlichen Reisedrang, der sich in den letzten Jahren entwickelt hat und griffen mit dem „Reisezeitung D-Zug-erster-Klasse“ sein seltsamstes Umgebungsmanöver im Zeitalter der überfüllten Abteile heraus. Ehe wir die Volksgenossen noch einmal mahnen konnten, Vernunft walten zu lassen und den Leitsatz „Räder müssen rollen für den Sieg“ am Ende des fünften Kriegsjahres ganz und ungeteilt auf sich zu beziehen, auf jede unnütze Bahnfahrt mühen zu verzichten, hat die Deutsche Reichsbahn Ernst gemacht und durch eine Reihe von Paragraphen erwirkt, was durch gute Zureden in einer Zeit, der es nun einmal auf einen Zehnmärkschein nicht ankommt, nicht zu erreichen war.

Ab Montag gehören die Eisenbahnzüge dem kriegswichtigen Verkehr der Wehrmacht und der Wirtschaft.

Die Privatreise ist auf das Notwendige beschränkt.

Der Weg, den die Reichsbahn geht, um nicht noch auf den Tribünen die Vergnügungsreisenden und die Hausfrauen mit den Spankörben zu befördern, die gestern neben den Johanniseeren und Kirchen erstmalig dicke grüne Stachelbeeren enthielten, ist dem der Zulassungskarten angehängt, die wir alle aus dem Reisebetrieb vor Weihnachten kennen. Die Fahrkarten-schalterbeamten gibt D-Zug-Karten nur noch aus gegen Vorlage einer besonderen Bescheinigung und fordert eine solche auch für Personen- und Elzige bei Strecken von mehr als 100 Kilometer. Diese aber bekommt man für Berufs- und Dienstreisen bei den zuständigen Behörden, also je nachdem bei der Parteistelle, bei der Reichs- oder Stadtbeförderung, bei der man beschäftigt ist, und für die man eine dringende Reise machen muß, oder bei der Kreisbauernschaft, bei der Wirtschaftskammer, der Reichspressenkammer, der Anwalts- oder Ärztekammer, beim Landeskulturwalter oder (für freie Berufe, die keiner Kammer eingegliedert sind) beim Landrat, beim Oberbürgermeister.

Wenn nun die Hausfrau aufstöhnt: „Mein Gott, ist meine Obstamsterfahrt schließlich nicht kriegswichtig? Ist es gleichgültig, wie ich meinen Mann im kommenden Winter bei Tisch versorge, oder ist es nicht im Interesse einer gesteigerten Arbeitsleistung, daß er tüchtig eingemachte Früchte ißt und also die nötigen Vitamine zugeführt bekommt?“, dann kann man ihr zur Beruhigung sagen: Du darfst ja reisen, aber nur mit dem Personenzug und dann höchstens 100 Kilometer. Das aber wird dir genügen, um deine Beeren und später deine Birnen und Äpfel, die Pflaumen und die Zwetschgen zusammenzubekommen.

Begehrt der Ehemann auf: „Und meine Familie, die ins Elsaß evakuiert wurde, darf ich nicht mehr besuchen?“. Dann tröstet ihn die Reichsbahn: Daran haben wir ebenso gedacht wie an die Möglichkeit, daß sich ein Mann aus Berlin und ein Mädchen aus Mannheim heiraten wollen. Aber da schalten wir die NSV und die Polizei ein. Einmal im Leben heiraten die meisten. Da wird die Polizei sogar den nächsten Verwandten die Feiern nicht verderben und ihr Siegel auf den Notwendigkeitsschein drücken. Die zur Lösung einer Fahrkarte erforderliche polizeiliche Bescheinigung wird von den zuständigen Wohn-Polizeibehörden ausgestellt gegen Vorlage einer Bescheinigung über die Dringlichkeit der Fahrt. Einmal im Monat sollen sich auch über große Entfernungen Mann und Frau treffen dürfen, da gibt die NSV den Stempel. Und schließlich wollen wir für die Ferien, die jedem Deutschen auch im fünften Kriegsjahr noch gewährt sind, damit er seine Arbeitskraft auffrische und mit neuem Mut an sein Werk gehe, nicht fordern, daß jeder und jede sich mit einer Reise nach Schweizingen und Weinheim. Nein, einmal im Jahre soll jeder durchs deutsche Land fahren, wohin es ihn zieht, an die See, in die Alpen, nach Thüringen oder in die Donauländer.

Das Erholungsreisen wird wieder etwas Besonderes, es wird nicht mehr etwas Alltägliches sein. Und wir alle werden wieder erbotlicher reisen. Wir werden Platz im

Zuge finden, wir werden nicht über Kisten und Kartons, über Koffer und Korbflaschen in den Wagenhängen klettern und stolpern. Wir werden nicht mehr aus den Gepäcknetzen auf mit Fruchtsäften und aromatischen aus schlechtverpackten Kirschwassersflaschen betropfelt und befeuchtet werden, wir werden (was auch recht wichtig ist) sogar wieder das stille Orichen aufsuchen können. Auf ihm wird es, ob wir nun die Hände waschen oder ein Unvermeidliches tun wollen, wieder hygienischer zugehen als in den letzten Jahren.

Wer aber reisen muß, die Beauftragten der Partei, die Angehörigen der Wehrmacht, die Angestellten großer Firmen, die Kriegeserfahren, die einmal ihren Mann in seiner Garnison besuchen wollen, die Kranken, die zur Kur fahren, die Erben einer reichen Verstorbenen: sie alle werden wieder so reisen, daß ihre Kräfte geschont werden und daß sie nicht völlig marodiert an Ziel ihrer braunen, grünen oder grauen Fahrkarte ankommen.

Das also ist die gute Seite der neuen Regelung, die ein jeder an eigenen Leibe spüren wird. Die größere, bedeutendere ist diese: daß die Reichsbahn sich nun ganz den vordringlichen Kriegsaufgaben widmen, ihr Material nicht überbeanspruchen wieder auf strengste Pünktlichkeit der Anschlüsse und damit auf Einsparung kostbarer Zeit auch der Reisenden halten kann.

Die Vernünftigen sehen das alles ein. Sie sehnen sich geradezu nach dieser Beschränkung des freien Reiseverkehrs. Die paar Meckerer, die ihren Wochenendausflug in den Schwarzwald - acht Stunden Fahrt und fünf Stunden Landschaft und Gebirgswanderung - für wichtige halten als den menschenwürdigen Transport unserer Soldaten, als die Heranschaffung von Waffen und Munition an die Front - nun, die wird man an den Fingern herzählen können und nicht weiter beachten.

Eine Sonderregelung gibt es noch für die Inhaber von Netz- und Bezirkskarten, von Monats- und anderen Zeitkarten: Netz- und Bezirkskarten waren schon seit einigen Monaten genehmigungspflichtig. Sie gelten weiter. Andere Zeitkarten werden nur noch für Strecken bis zu 100 km ausgeben, so daß auch Helene aus Mannheim, die ja „genug verdient“, ihr Wochenendtreffen mit ihrem Freund Erich in Baden-Baden oder St. Blasien nicht mehr per D-Zug ermöglichen kann, indem sie für vier Fahrten einfach eine Monatskarte und dann im Zug einen Zuschlag löst. Denn für den D-Zug-Zuschlag müßte sie eine Bescheinigung beibringen, und auf dem Personenzug ginge doch zuviel Zeit verloren, selbst wenn sie in Karlsruhe die Fahrt unterbehalte.

Es ist also alles wohlbedacht und klar geordnet. Nach dem Endziel löst auch die Reichsbahn wieder freundlicher ein „Mit der Deutschen Reichsbahn durchs schöne Deutschland!“ Meinstwegen im gläsernen Zug, mit Schlafwagen für die Nacht, mit Speisewagen für die Fahrt am Tage durch Sommer- und Winter Schnee. Nach dem Endziel! Nach der Eringung der deutschen und europäischen Freiheit auch Freiheit des Reisens und damit wieder die schönste Gelegenheit, die Welt in ihrer Schönheit zu erleben und sich zu bilden, sich zu erholen, sich zu freuen, soviel man mag.

Erfolgreicher Komponist. Von dem in Ludwigshafen lebenden fünfundzwanzigjährigen Komponisten Hermann Saar, der zur Zeit an der Front steht, wurde vom Stammbuchverleger ein Streichquintett in e-moll in Neustadt a. d. W. erfolgreich uraufgeführt. In der Nähe des Bärenplatzes ist ein dreieinhalbjähriges Mädchen in den Gewerbekanal und wurde durch das starkströmende Wasser mit fortgerissen. Der Krankenkontrolleur Jakob Wieber, der auf den Vorfall aufmerksam geworden war, sprang kurz entschlossen in den Kanal und rettete das Kind vor dem Tode des Ertrinkens.

Lorenzo Bernini, ein Meister des Hochbarock

Prof. Kauffmann vor der Deutsch-Ital. Gesellschaft Mannheim-Heidelberg

Die sinnliche Gewalt und Fülle dieses rund 70 Jahre umspannenden, großartigen Lebenswerkes läßt es fast tragisch erscheinen, daß Lorenzo Bernini trotz der weithin sichtbaren kunstgeschichtlichen Bedeutung und Einmaligkeit seiner unversenklichen Leistungen über die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag stets ein Umstrittener geblieben ist, dem sich unbeschadet aller genialen Schöpferkraft die höchste Stufe des künstlerischen Entwicklungsstadiums versagte. So umriß ihn auch Prof. Kauffmann-Köln in seinem ausgezeichneten Vortrag den Gästen der Deutsch-italienischen Gesellschaft Mannheim-Heidelberg an Hand vieler aufschlußreicher Lichtbilder, die den zwischen überblühender Phantasie und rechnerischer Spitzfindigkeit, zwischen leidenschaftlichem Enthusiasmus und bitterem Verzagen, zwischen einem echt barocken Illusionismus und kritischem Wirklichkeitsinn bewegten

Geist, der sein Maß und auch seine Grenze aus enger Verhaftung in die ganz bewußt behagte persönliche und örtliche Schaffensgebundenheit gesetzt war.

„Bildhafte Verzauberung aus räumlicher Wirklichkeit“, nannte der Redner diese bei aller Meisterung des Stofflichen doch mehr gebundene und angewandte, als im letzten, metaphysischen Sinne freie Art der Kunstübung, die freilich vor allem dem Gesicht der Stadt Rom für Jahrhunderte unverlierbare Züge auftrug und allein schon deshalb auch von deutschen Betrachtern nicht übersehen werden kann. Papst Urban VIII. ernannte Bernini 1629 zum Architekt der Peterskirche und aller öffentlichen Arbeiten Roms, dessen Kunstleben er von da an bis zu seinem Tode volle 50 Jahre lang beherrschte. Die wundervolle Scala regia im Vatikan, die perspektivisch herrliche Ausstattung des Vorhofes der Peterskirche, der Altarüberbau unter ihrer Kuppel, der Tritonsbrunnen auf dem Barberiniplatz und der mächtige Vierströmebrunnen auf dem Navonaplatz sind nur einige Beispiele dieses Wirkens, das sein individuell-gesellschaftliches Widerspiel in höchst interessanten Bildnisbüsten findet, während die bekanntesten Gruppen des „Apoll und Daphne“ und der hl. Theresa sowie die in ihrer inneren Gespanntheit mitreißenden Gestalten des David und des Longinus als plastische Hauptwerke dieses großen Künstlers imponieren, dem im Urteil deutscher Kunstwertung dennoch eine letzte, gnadenvolle Bescheidenheit erlangte.

Margot Schubert.

SPORT UND SPIEL

Mannheimer Sport am Sonntag

E. P. Die Fußballfreunde haben an diesem Sonntag eine „Schnapppause“, um erst in acht Tagen, am 23. Juli, wieder einen Schläger auf dem Programm zu wissen, wenn das Endspiel um den Eisernen Adler zwischen VfR Mannheim und dem VfTuR Feudenheim fällt ist.

Am morgigen Sonntag empfängt die spielfreudige Soldatenmannschaft des VfR nachmittags 15 Uhr auf dem Platze bei den Brauereien die Elf der Sportfreunde Leimen, die hier längst keine Unbekannten mehr sind. Da beide Mannschaften mit etlichen Uraibern als Verstärkung rechnen, so ist sicher ein flottes und abwechslungsreiches Spiel zu erwarten.

Phoenix Mannheim tritt mit seiner Kombination „Jung-alt“ in Weinheim beim VfV 09 Weinheim an und wird dort, wie kürzlich auch in Leimen, Eindruck machen.

Der Bannmeister Viktoria Wallstadt kämpft um die Gebietsmeisterschaft und zwar gegen Karlsdorf in Bruchsal.

Auch im Lager der Handballer herrscht ziemlich Ruhe. Nur Waldhof meldet ein kombiniertes Handball- und Fußballspiel seiner Handballer gegen die Fußballmannschaft. Eine Sache, die ihren eigenen Reiz haben wird (Samstag 18.30 Uhr).

Auswärts, und zwar in Frankfurt, gehen Mannheims Handballfrauen an den Start, wo sie als Stütze gegen eine Frankfurter Stadtmannschaft antreten.

Daß die Kreismeisterschaften der Schwerathleten, die am Sonntag in Sandhofen zum Austrag kommen, ein besonderes Interesse beanspruchen, braucht nicht besonders betont zu werden. Gewichtheben, Ringen und Racketsport werden in bunter Folge wechseln und zeigen, daß die Schwerathleten unserer engeren Heimat auch in den schweren Tagen des Krieges ihrem Sport die Treue halten.

Reichsfachamtsleiter Pauli 70 Jahre alt

Der 1871 in Köln geborene Reichsfachamtsleiter für Rudern, Regierungspräsident

kult. Professor Dr. Reinhard Herbig in feierlicher Form überreicht.

Erfolgreiche Gemeinschaftsarbeit der Seckenheimer Landwirtschaft

Die Landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft Mannheim-Seckenheim hat auch im letzten Geschäftsjahr hervorragend gearbeitet. Nach dem der Hauptversammlung erstatteten Geschäftsbericht des Vorstandes betrug die Zahl der Mitglieder 208. Zur gemeinsamen Benutzung sind eine Dampfkolonne, Getreideeinigungs- und Kartoffel- und Rübenrohnungs-Maschine sowie ein Schlepper mit Anhänger beschafft worden. Als Vorstands- bzw. Aufsichtsratsmitglieder wurden wiedergewählt: Ernst Marzenell, Hermann Bühler und K. Seitz. Ortsgruppenleiter K. Voll dankte der Genossenschaft für die im Interesse der Sicherung unserer Volksernährung geleistete Arbeit.

Neue Kindertagesstätten

Heute wird fast jede Mutter durch eine Berufstätigkeit in Anspruch genommen. Es wird alles getan, sie zu entlasten und ihr besonders die Sorge um die Kinder während des Arbeitseinsatzes abzunehmen. Die NSD-AP, Amt für Volkswohlfahrt, arbeitet unermüdlich daran, die ergebende Familie lebensstärkend zu erhalten. Unter diesem Gesichtspunkt wurden im letzten Vierteljahr allein in unserem Gau wieder 23 Kindertagesstätten, davon 9 in Baden und 14 im Elsaß, errichtet.

MANNHEIM

Verdunklungszeit von 22.27 bis 5.07 Uhr

Hohes Alter. 77 Jahre alt wird Maria Kath. Wetzel, T. 3. 1. 75 Jahre Witwe Lina Metz, geborene Weick; 70 Jahre Jakob Ehrbar, Große Merzstraße 43; 90 Jahre Anna Bauer, Jungbuschstraße 24.

Silberne Hochzeit feiern die Eheleute Friedrich Ehrhardt und Frau Eva, geborene Ziener, Seckenheim, Breisacher Straße 40.

Grüße an die Heimat sandten uns Soldat Erich Knapp, Grenadier Friedr. Henne, Schütze W. Martin, die Matrosen Oskar Hoffmann und Werner Müller, Masch-Gefreiter Ludwig Gleber, die Arbeitermänner Karl Lang, Karl H. Hildenbrand, Friedr. Wiener, Günther Moßbacher, H. Manges und Hermann Schub.

Heidelberger Notizen

Von Scholz - Ehrendoktor von Heidelberg Die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg hat dem Dichter Dr. Wilhelm von Scholz aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstages in Anerkennung seiner Verdienste um Sprache und Geist unseres Volkes die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen. Das Doktor-diplom wird dem Jubilar in seinem Wohnsitz am Bodensee durch eine Delegation unter dem Dekan der Philosophischen Fa-

„Dieses Baums Blatt, der von Osten meinem Garten anvertraut...“

Vom lebenden Heidelberger Liebesbaum zum historischen Gingko im Mannheimer Augarten

Seit drei Tagen haben wir ein Brautpaar im Hause. Es ist trotz des feldgrauen Rockes auf der einen und vollbräunlicher Tätigkeit auf der anderen Seite ein durchaus romantisches Brautpaar, das seine schönen Gefühle mit literarischem Anstand und im Bewußtsein aller Bildungselemente der engeren Heimat zu pflegen weiß.

„Ehe ich wieder an die Front fahre“, sagt Helmut zu Lore, „wollen wir aber nochmal nach Heidelberg zum Gingko-baum. Die Mariannenbank im Schloßgarten ist doch voll so schöner Erinnerungen für uns, daß ich mir unbedingt ein neues Blatt für die Brieftasche pfücken möchte.“ „Ja“, meint Lore träumerisch, „ich werde es auch nie vergessen, wie du mir damals im ersten Semester den „Westöstlichen Diwan“ samt Goethe, Suleika und Heidelberg unter dem Gingko erläutert hast.“

Der alte Wunderbaum mit seinen seltsamen Laubnadeln ist wirklich so etwas wie ein Symbol unserer Liebe geworden“, erwidert Helmut, „und Goethes Hain-Verse sind draußen oft als geheime Melodie um mich gewesen, wenn ich an dich dachte. Höre nur, wie schön sie klingen: „Dieses Baums Blatt, der von Osten Meinem Garten anvertraut, Gib geheimen Sinn zu kosten, Wie es den Wissenden erbaut.“

So spricht das Brautpaar und rüstet sich für seine kleine Nachmittagsfahrt aus dem Mannheimer Trümmern in die zerstört-unzerstörte Schönheit von Heidelbergs Schloßruine. Wir aber erinnern uns, daß der berühmte Gingkobaum unweit der großen Terrasse drüben hoch über Stadt und Neckar auch bei uns vor den Toren der Quadrate, inmitten weitläufiger, schön angelegter Bürgergärten noch bis vor etwa sechzig Jahren ein viel bestauntes Gewächs hatte. Dort, wo heute traurig anklagend die ausgebrannten Gebäude der Rheinhäuser- und Augartenstraße stehen, befand sich einst der mit vielen seltenen Blumen und Sträuchern, Blumen und Kräutern bepflanzte Botanische Garten der Mannheimer Akademie der Wissenschaften. Er aber beherrschte seit seinem Bestehen jenen fernöstlichen Gingko biloba, den der Japaner „Süßaprikose“ und der Chinese „Baum mit weißen Früchten“ nennt. Auch als der Botanische Garten mit der Akademie zusammen um die Wende zum 19. Jahrhundert einging und das Gelände unter dem Namen „Augarten“ ins Stadtgebiet einbezogen wurde, blieb der fremde Baum - nicht weit von der ehemaligen Kellerröhre - an seinem Platz.

Noch im Jahre 1850 war er ein Stolz für die ganze Gegend, wie denn der alte Hofrat Killian als Verwalter der in Mannheim

verlebten Schätze vergangener kaiserlicher Sammel- und Kulturtätigkeit darüber schreibt: „Der Gingko war 1782 als ein federleichtes, drei Meter hohes Stämmchen um den Preis von zehn Gulden in Holland angekauft worden, und da seine Gattung im Linneischen System von 1763 noch nicht genannt ist, so dürfte dieses Mannheimer Exemplar eines der ältesten in Europa gewesen sein. Im Herbst 1850 hatte der Stamm am Fuß einen Umfang von fast drei Metern. Er blüht regelmäßig, hat aber nur männliche Blüten und kann keine Früchte bringen.“

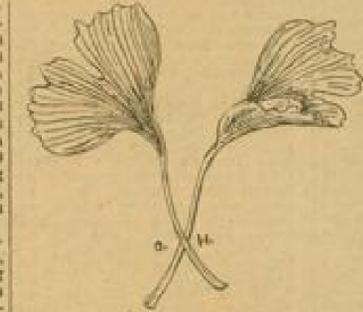
Botanisch gesehen, ist der Gingko nämlich eine sogenannte zweifelhäufige Pflanze, die nur dann Früchte trägt, wenn zufällig ein männlicher und ein weiblicher Baum beieinanderstehen. Der einarme Mannheimer Hagestolz war also unter allen Umständen außerstande, seine Pflüger neben den eigenartig fächerförmigen und gelappten Blättern auch noch mit seinen sogar eibaren, gelblich-ovalen Steinfrüchten zu beschenken. Aber sonst erfüllte er alle Voraussetzungen, die man dazumal an dieses merkwürdige und pflanzenbiologisch wie erdgeschichtlich äußerst interessante Zwiischenglied der Entwicklung vom Nadelbaum zum Laubbau zu stellen liebte und die ihm fraglos auch die besondere Zuneigung des hier in seinen naturwissenschaftlichen Studien lebhaft engagierten Goethe eingetragen haben. Stamm, doch der Gingko von jenen urwüchsigsten Pflanzen des Trias und des Tertiärs ab, deren heute noch wachsende Vertreter wie Elbe, Palmaria, Araucarie oder Mammutbaum von den Fachleuten gelegentlich schon als „lebende Fossilien“ bezeichnet worden sind.

Es ist daher leicht erklärlich, daß der Gingko im Mannheimer Botanischen Garten als große Kuriosität gegolten hat, über die man sogar ein genaues Tagebuch führte.

Durch den Mauerdurchbruch eingedrungen

Zuchthaus für versuchten Diebstahl im Luftschuttkeller

Die 37 Jahre alte Ehefrau M. Klemm aus Gültzen, die seit Jahren in Mannheim wohnt, hatte erfahren, daß eine Bewohnerin des Nachbarhauses seit dem schweren Fliegerangriff auf Mannheim im September 1943 ihre Wäsche zum Schutz gegen Fliegergefahr im Keller sichergestellt hatte. Als sie im Mai d. J. feststellte, daß ihr eigener Bestand an Strümpfen eine Aufbesserung vertragen konnte, entschloß sie sich kurzerhand, die Strümpfe aus dem Keller der Nachbarin zu stehlen. Sie schlopfte durch den von der Luftschutzpolizei geforderten Mauerdurchbruch vom Keller ihres Hauses aus in den des Nachbarhauses und



Blätter vom Baume Ginkgo biloba. Zeichnung: O. Hodapp

Aus ihm geht hervor, daß der kleine, federleichte Stamm gleich in den ersten Jahren seines Mannheimer Daseins allerdings Ungemach zu überstehen hatte. So geriet er - es war ja lange vor Tullas Regierung der Flußläufe von Rhein und Neckar - in eine große Überschwemmung hinein und stand mehrere Tage unter Wasser, während der Winter des Jahres 1794 neben einer neuen Überschwemmung noch 24 Grad Kälte brachte. Dies alles hat ihm, wie wir sehen, nichts anhaben können. Erst das Wachstum der Stadt während der letzten hundert Jahre hat auch an seine Wurzeln die Axt gelegt. Und wer als Zeichen lebender Erinnerung ein Gingko-Blatt für seine Brieftasche braucht, der muß seitdem von Mannheim nach Heidelberg fahren, um sich im Zeichen des „Westöstlichen Diwan“ an Goethes Gingko im Schloßgarten zu bedienen.

hatte bald die sichergestellte Habe ausfindig gemacht. Während sie die Wäsche durchwühlte, um sich geeignete Gegenstände herauszusuchen, kam die Eigentömerin unvermutet in den Keller. Vor dem Sondergericht Mannheim hatte sich Frau K. wegen des gemeinen Diebstahls zu verantworten. Das Sondergericht sah schon in dem Versuch, sich an sichergestellte Habe im Luftschuttkeller zu bereichern, eine Volksschändlichkeit und verurteilte die Angeklagte zu einem Jahr Zuchthaus und erkannte ihr die Ehrenrechte einer Deutschen auf die Dauer von zwei Jahren ab.



Sowjetische (Von uns)

An der Ostfront... (Text describing military or political events related to the Soviet Union)

Neue Verstärker (Text about military equipment or technology)

Aus dem Das Oberkommando... (Text about military strategy or operations)

Sport und Spiel (Continuation of sports news)

Reichsfachamtsleiter Pauli 70 Jahre alt (Continuation of sports news)